

Eleanor Marx

Das inständige Hoffen auf einen weiteren Sohn erhält im frühen Londoner Morgenrauen des 16. Januar 1855 einen verdrießlichen Dämpfer. „Leider vom schönen Geschlecht“, schreibt der enttäuschte Karl Marx nach der Geburt seiner jüngsten Tochter Eleanor an seinen kommunistischen Mitstreiter Friedrich Engels. – Schon wieder ein Mädchen!

Klingt so das wehleidige Knirschen eines Vollblutmachos? Mitnichten. Dem eigenwilligen Begründer des Marxismus sitzen schlicht und einfach die Auswirkungen der sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten Mitte des 19. Jahrhunderts im Nacken: Von einem weiblichen Mitglied der englischen Mittelklasse wurde nicht erwartet, dass es seinen Lebensunterhalt selbst verdiente. Mit der Konsequenz, dass nun im Marx'schen Haushalt für mehrere Jahrzehnte ein weiterer Esser die stets flaue Haushaltskasse belasten würde. Ohne die lebenslange großzügige finanzielle Unterstützung durch den begüterten Fabrikantensohn Engels wäre die Familie Marx zwangsläufig im Armenhaus gelandet.

Die momentane Frustration über den weiblichen Neuzugang weicht jedoch schnell einer zärtlichen Zuneigung, wie schon Jahre zuvor nach der Geburt der Tochter Franziska. Der stets kränkelnde Sozialphilosoph bringt seinen Kindern nicht nur Wohlwollen entgegen. Nein. Er vergöttert sie sogar. Selbst die Mädchen. Im Gegensatz zu den Männern seiner Generation sieht er in ihnen fast gleichberechtigte Erwachsene, die auch als solche zu behandeln sind. Mit großer Begeisterung liest er Eleanor und ihren Schwestern den

gesamten Homer, Shakespeare, das Nibelungenlied, den Don Quichote und die Märchen aus Tausend und einer Nacht vor.

Das zu Beginn seines Lebens schwächliche Nesthäkchen beschäftigt sich schon bald unter Anleitung des Vaters mit atheistischen und sozialistischen Themen, die im viktorianischen England mehr als nur empörtes Naserümpfen hervorrufen. Den zahlreichen Rabbinern unter Eleanors deutschen Vorfahren wären wohl vor Schreck die Gebetsriemen zu Boden gefallen, hätten sie mit angehört, was Karl Marx nach dem Besuch eines Gottesdiensts in einer katholischen Kirche seiner fünfjährigen Tochter zuraunte: „Wir können dem Christentum viel verzeihen, denn es hat gelehrt, die Kinder zu lieben.“

Wie ein Schwamm saugt das kleine Mädchen alles Wissen in sich auf. Welch liberale und liebevolle Atmosphäre in der Marx'schen Familie herrscht, lässt sich auch daran ablesen, dass die meisten Familienmitglieder mit einem Kosennamen bedacht werden. Schallt ein aufgeregtes „Tussy“ durch das Haus, ist Eleanor damit gemeint. Und die Anrede „Mohr“ gilt niemand anderem als dem heiß geliebten Papa.

Das emotionale Band zwischen Eleanor und ihrem Vater scheint unzerreißbar. Sie ähnelt ihm auf geradezu verblüffende Weise: Eine breite, niedrige Stirn über dunklen strahlenden Augen und eine ausgeprägte Nase. Man braucht sich Eleanors Fotografie nur mit einem Bart vorzustellen, und schon hat man das Bild des jungen Marx. „Zuweilen scherzte sie, sie habe leider nur die Nase ihres Vaters und nicht sein Genie geerbt“, schreibt Francis Wheen

in seiner Biografie *Karl Marx* über die jüngste Tochter des im Londoner Exil lebenden ausgebürgerten Deutschen.

Die geradezu symbiotische Vater-Tochter-Beziehung lässt die Frage offen: Wer braucht wen am meisten? Karl Marx die Tochter, die für ihn als Privatsekretärin arbeitet, seine Texte ins Englische übersetzt, dolmetscht und seine vielfältigen körperlichen Wehwehchen pflegt, oder „Tussy“ den Vater, dem sie gefühlsmäßig viel näher steht als der Mutter und dem sie als ihrem „Lebensmenschen“ niemals einen Wunsch abschlagen wird?

Der Konflikt scheint vorprogrammiert, als sich die 17-jährige Eleanor in den doppelt so alten Franzosen Prosper Olivier Lissagaray verliebt. Fettig glänzende Pomade im Haar, ein arrogant wirkendes Lächeln und selbstbewusst zur Schau getragene Eleganz lassen Eleanor dahinschmelzen, nicht jedoch ihren Erzeuger. Er sieht rot. Sämtliche Alarmglocken beginnen in seinem rational verdrahteten Vaterhirn zu schrillen, das die Jüngste lebenslang komfortabel versorgt sehen will. Die Anlagen zu einem verantwortungsbewussten Ehemann scheint dieser aalglatte Gallier nicht zu besitzen. Der jahrtausende alte Interessenkonflikt zwischen besorgten Vätern und eigensinnigen Töchtern, die sich ihre Ehegatten selbst aussuchen wollen, macht auch vor dem partnerschaftlich agierenden Marx'schen Familienverband nicht Halt.

Erst mit sanftem, dann mit unnachgiebigem Druck verlangt der Versorgungsbesessene eine Beendigung der Romanze. Damit bürdet er seiner Tochter fast unerträgliche Höllenqualen auf. Für wen soll sie sich entscheiden? Für den Geliebten oder für den Vater? Hin und her gerissen zwi-

schen Liebeserlebnis und Kindespflicht wählt sie die „Halb-Halb-Variante“. Sie lässt ihren Vater im Glauben, sich von dem französischen Charmeur, genannt „Lissa“, zu trennen, trifft sich aber weiterhin heimlich mit ihm. Unterstützung für die verbotenen Begegnungen erhält sie von gänzlich unerwarteter Seite: ihrer Mutter.

Eleanor leidet unsäglich unter der gewählten Heimlichkeiterei. Um dem wachsamen Auge ihres Aufpassers zu entfliehen, unterrichtet sie an einem Damenseminar an der Südküste Englands. Den Vater zu hintergehen, empfindet sie bald als dermaßen unerträglich, dass sie schon mehrere Monate später wieder nach Hause zurückkehrt. Einem Nervenzusammenbruch nahe, hält sie ihre tiefe Verzweiflung in einem Brief fest, den sie auf seinen Schreibtisch legt:

Mein liebster Mohr,

...Als ich in Brighton so sehr krank war (ich verlor täglich zwei- oder dreimal das Bewusstsein), hat mich L. besucht, und ich bin jedes Mal stärker und glücklicher gewesen, besser in der Lage, die schwere Last zu tragen, die auf meinen Schultern liegt. Ich habe ihn so lange nicht mehr gesehen, und ich fühle mich trotz aller meiner Bemühungen, froh und glücklich zu sein, jetzt so elend, dass ich es nicht mehr länger aushalte...

Liebster Mohr, wenn ich ihn jetzt nicht sehen darf, kannst du dann vielleicht sagen, wann ich es darf? Es wäre etwas, worauf ich mich freuen könnte, und wenn es keine endlose Zeit wäre, fiel mir das Warten leichter.

Mein liebster Mohr, bitte sei mir nicht böse, weil ich das geschrieben habe, und vergib mir, dass ich so egoistisch bin, dich wieder damit zu behelligen.

Deine Tussy.

Der Briefadressat bleibt hart und unnachgiebig. Eleanor fügt sich zähneknirschend dem väterlichen Verdikt.

Um sich zu zerstreuen, nimmt sie Schauspielunterricht. Schon als kleines Kind hatte sie davon geträumt, auf der Bühne zu stehen. Sie tritt der New Shakespeare Society bei, arbeitet als Übersetzerin, befreundet sich mit einem jungen talentierten Iren namens George Bernard Shaw, und mit der Mutter eines weltweit bekannten Enfant terrible, Oscar Wilde. Die Ablenkungsmanöver reichen jedoch nicht aus, um ihre Liebessehnsucht nach dem eleganten Franzosen zu betäuben.

In den Phasen großer Niedergeschlagenheit beginnt sie dieselben psychosomatischen Leiden zu entwickeln wie ihr Vater: Kopfschmerzen, quälende Schlaflosigkeit und Gallenbeschwerden. „Was weder Papa noch die Ärzte, noch sonst jemand verstehen will, ist, dass ich hauptsächlich seelischen Kummer habe“, beklagt sie sich einmal, als die Ärzte sich besorgt über ihre immer wieder aufflammende Magersucht äußern.

Das Essen widert sie an. Viel lieber steckt sie sich eine Zigarette nach der anderen an und frönt damit dem gleichen Laster wie der Hausherr. Sie kümmert sich nicht darum, dass ein kettenrauchendes junges Mädchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als höchst schockierend gilt.